Aus alten Zeiten

Autor(en): **Tschopp, Ch.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 25

PDF erstellt am: **04.08.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-502589

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

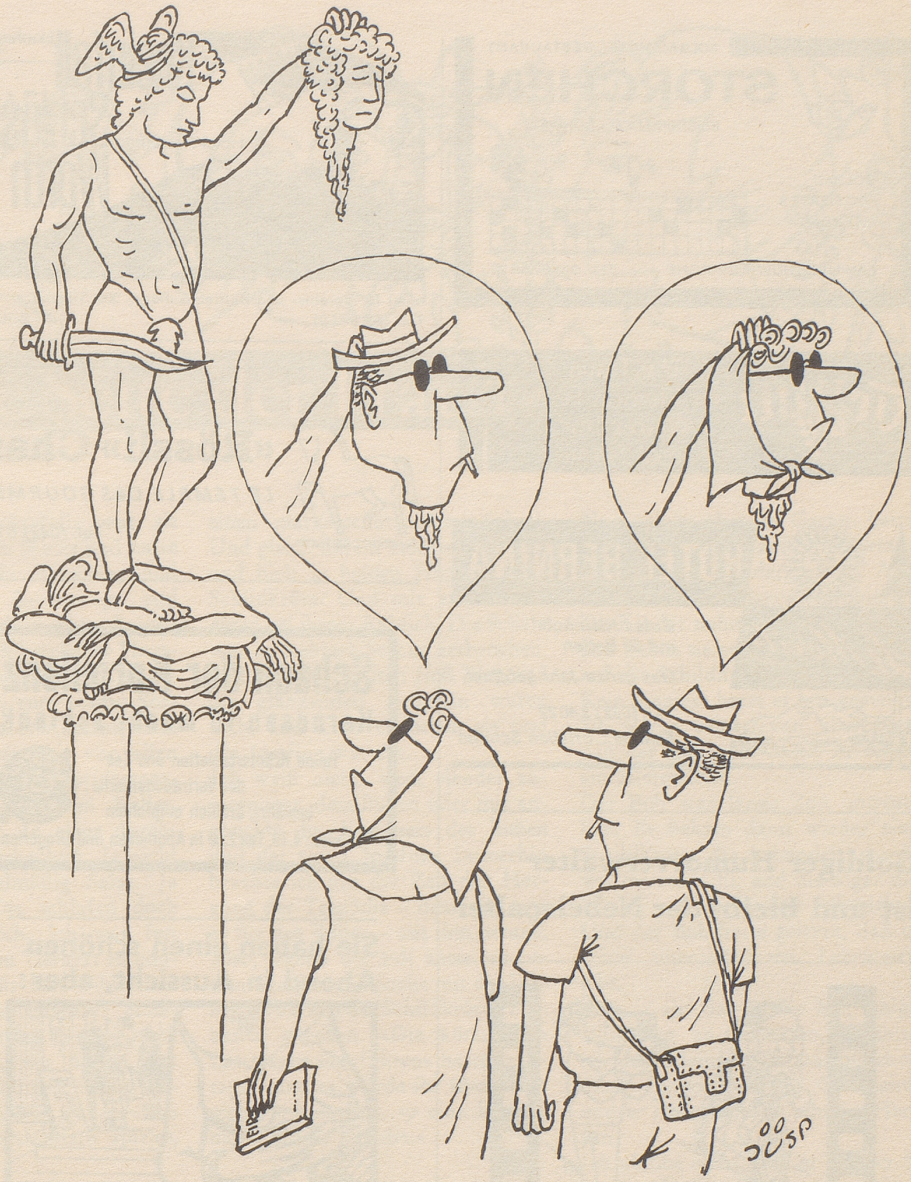
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aus alten Zeiten

Von Ch. Tschopp



Diogenes, der bekannte Mann im Faß, trug einen hölzernen Becher an einer Schnur um den Hals, um Wasser damit zu schöpfen. Als er nun einst einen Knaben sah, der mit der hohlen Hand aus einem Brunnen schöpfte, warf er gleich den Becher weg und freute sich herzlich, künftig ein Gerät weniger nötig zu haben.
Für die moderne Reklame, die Unnötiges zum dringenden Bedürfnis machen will, wäre Diogenes verloren gewesen.

▪

Wenn Nachrichten von den Siegen seines Vaters kamen, soll Alexander, nachmals der größte Eroberer der Weltgeschichte, oft schmerzvoll ausgerufen haben: «Mein Vater wird mir nichts mehr zu erobern übrig lassen!»
Diesen Spruch führe ich oft an, wenn Jünglinge mir klagen, daß nichts mehr zu erfinden, zu entdecken, zu erobern sei.

▪

Diagoras aus Rhodos, ein edler Hellene, der selbst einst Sieger gewesen war, brachte in seinem Alter zwei Söhne nach Olympia, welche sich den Kranz auf der Rennbahn erwarben. Mit rührender Zärtlichkeit setzten sie ihrem Vater die Kränze auf, hoben den Glücklichen auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumphe unter den Zuschauern umher. Diese bewarfen ihn mit Blumen und wünschten ihm Glück. Einige riefen sogar: «Stirb nun Diagoras, du hast nichts Schöneres mehr zu erleben.»
Wirklich konnte der Greis soviel Glück nicht ertragen und starb im Rausch der Freude.

▪

Joh. Jakob Scheuchzer, der berühmte schweizerische Naturkundige, schrieb 1746: «Wenn hiemit eine Zeitung kommt, daß auf die schottisch-norwegisch-dänisch-niederländische Küsten ein großer Walfisch ausgeworfen worden und insgemein darüber geurteilt wird, daß dessen Ursach ein starker Sturm gewesen, so sage ich, aus bisherigen Grundsätzen, er sei viel mehr an dem *Heimweh* gestorben.»
Ein Walfisch stirbt an Heimweh?! Wir Schweizer bewegen uns in einer reinen und wegen der Höhe dünnen Luft, meint Scheuchzer. In andern Ländern herrscht eine schwere, dikkere Luft, die auf uns drückt, weil wir in uns nur die dünnere Luft besitzen. Daher die Bangigkeit des Herzens, wenn wir im Ausland sind.
Die Walfische leben im Norden: Das Wasser enthält dort zusammengedrückte Luft, die im Leib durch Erwärmung sich ausdehnt. Mehr gegen Süden ist die Luft dünner, ja zu dünn. Die Adern des ganzen Leibes werden nicht mehr richtig ausgedehnt, ähnlich wie bei den Schweizern, die Heimweh haben. Sie sterben also an Heimweh.

▪

Im Jahre 1625 forderte der Kaiser Ferdinand der Zweite Wallenstein auf, ein Heer für ihn zu werben und damit der kaiserlichen Majestät bei den evangelischen Reichsständen Deutschlands Ansehen zu erkämpfen. Es sollten 20 000 Mann sein.
«Zwanzigtausend», sagte Wallenstein, «kann ich nicht erhalten; aber ich will vierzigtausend werben, die werden ihren Unterhalt allein finden.»
Die Kriegslogik ist fürchterlich. Tatsächlich mußte damals das österreichische Fricktal erleben, daß die kaiserlichen Truppen, die es von den Schweden ‹befreit› hatten, weitaus ärger als die Feinde hausten.

▪

Goethe besuchte in Venedig eine Tragödie, in der sich zum Schluß zwei Familienväter gegenseitig erstachen ... Der Vorhang fiel, das Publikum rief «fuori!», die Schauspieler zeigten sich vor dem Vorhang.
Doch das Publikum war noch nicht zufrieden und schrie: «I morti!» Und als ‹i morti› erschienen, brauste die Begeisterung auf: «Bravi i morti!»
Goethe staunte. Aber was tun wir Menschen anderes seit Jahrtausenden?!
«Bravo Schubert! Bravo Kafka! Bravo Rembrandt! .....», rufen wir. Aber jeweilen seit wann? Erst seitdem alle ‹morti› sind.

▪

Aus der Mitte des letzten Jahrhunderts (veröffentlicht 1854) stammt dieses ‹Gedicht› von Theodor Meyer-Merian:

Den Rigi habe ich nun gesehen,
kann ruhig drum nach Hause gehen:
Auf dem Kulm zählt' ich die dreizehn See'n,
habe Schneeberg und Ebne deutlich gesehen
und zehen Centimes, lieber Leser,
entrichtet ich dem Alphornbläser.
Die Fremden all mit dem bunten Plunder,
mit Parasol und mit Alpenstock,
im Seidenkleid und im Gummirock,
die «Goddam's», «Parbleus», «wunderschön»
und aller Sprachen wirr Getön,
das ging an mir so hin und her
am Staffel, als ob's Komödie wär'.